

Vortrag von Prof. Dr. Erhard Schütz:

„Niemand kann sich freuen wie ein guter Arbeiter.“

Von der Arbeiterliteratur zur Literatur der Arbeitswelt und zur Arbeitswelt der Literatur. Tagung Arbeitswelt und Literatur in Bad Münstereifel. Einführung und Überblick.

„Kultur ist nicht Arbeit, aber sie macht Arbeit [...]. Kultur macht nicht nur Arbeit, sondern sie beruht auf ihr – und zwar auf einer Arbeit, die gratis geleistet wird. Das Beste ist umsonst.“

Ernst Jünger, 17. 12. 1987

I. Was arbeiten die eigentlich?

„Ihr seid Menschen wie alle und werdet immer arbeiten. Gerade darum habt ihr so viel Begabung zur Freude. Niemand kann sich freuen wie ein guter Arbeiter. Vergeßt es doch nicht, wenn ihr klagt, daß die Gesellschaft euch euer Leben abkauft und daß ihr immer nur der Bruchteil einer Kraft, nie die ganze Kraft seid. Dafür seid ihr die ganze Freude.“¹ So lautete die Botschaft von Oberingenieur Birk an seine Kinder und deren Anhang, und damit von Heinrich Mann im Roman *Die große Sache* an seine erhofft jugendliche Leserschaft. Daß Arbeit als Freudenquell besser sei als die anderen beiden „strebenden Kräfte“, nämlich Beziehungen und Kriminalität, das zu erhärten, hatte Heinrich Mann 1931, inmitten der Wirtschaftskrise, unternommen.

Solch Apologie der Arbeit scheint mehr als antiquiert in einer Zeit, in der Kriminalität von Global Players betrieben und Beziehungen längst zu einem eigenen Arbeitsmarkt geworden sind. Und Freude? Wo wäre Platz für sie in einer Kultur der Spaßarbeit? Dennoch erinnert man sich nicht von ungefähr dieser Beschwörung der Arbeitsfreude. Stammt sie doch aus einer Zeit, in der die Arbeitslosigkeit so bedrohlich wuchs, daß selbst die Amüsierkultur Arbeitsplätze abbauen mußte. Eine Entwicklung, deren Wiederholung gegenwärtig nicht gar so unwahrscheinlich ist.

Überhaupt scheint die Frage nach dem Verhältnis der Literatur oder der Künste zur Arbeitswelt Konjunkturen zu unterliegen, die sich reziprok zu den Konjunkturen der Arbeit verhalten. Offenbar immer dann, wenn sich das Bewußtsein veränderter Arbeitswelt durchzusetzen beginnt, klagt man ein intensiveres Abbildungs- und Reflexionsverhältnis der Literatur zur Arbeit ein. Statt sich mit der Literatur als einem Teil gesellschaftlicher Arbeit und mit den Fertigungsprozessen literarischer Werke abzugeben, wird der Literatur vorgehalten oder angetragen, sich doch illustrativ und

reflexiv zur Umwelt, speziell von Arbeit zu verhalten. Womit dann aber nicht gemeint ist, die Umwelt überhaupt als Arbeitswelt zu beobachten und die Symptomatik eines gewandelten Begriffs von Arbeit in Korrelation gewandelter Arbeitswelt zu studieren. Gemeint scheint vielmehr stets, den mit Unbehagen wahrgenommenen Veränderungen durch Abbildung Rechnung zu tragen, mithin Rückversicherung, sentimentale und nostalgische Archivalik des noch Gegenwärtigen zu betreiben.

Das Vergehende im Augenblick seines Vergehens festzuhalten. Doch hat sich dabei etwas gewandelt, scheint es. In den Endfünfziger und frühen sechziger Jahren haben so unterschiedliche Figuren wie Alfred Andersch, Walter Jens, Hildegard Hamm-Brücher und Robert Minder energisch darauf hingewiesen, daß die deutsche Lese- welt, die der Lesebücher zumal, im Agrarischen steckengeblieben, wo ringsum längst die industrialisierte Welt in selbstbezüglicher Krise der Fall war. Was darauf folgte – und was uns gleich noch beschäftigen wird –, die literarische Auseinandersetzung mit der industrialisierten Arbeitswelt, endete in den achtziger Jahren eben dort, wo die Kritik ihren Anstoß genommen hatte: „Unsere Texte“, so 1987 Helmut Barnick, damals zweiter Sprecher des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt, „finden sich ganz offiziell in Lesebüchern, die in den Schulen verwendet werden. Der Werkkreis hat auf die Weise in [!] die Literatur eingewirkt, daß er die Arbeitswelt dort stabil gemacht hat. Das ist bleibender [!] Verdienst.“ Im selben Jahr beklagte von der anderen Seite her Lothar Ulsamer, Pressesprecher von Antennen-Hirschmann, in seiner Dissertation mit dem markigen Titel *Zeitgenössische deutsche Schriftsteller als Wegbereiter für Anarchismus und Gewalt*: „Texte zur Arbeitswelt werden heute überwiegend von Mitgliedern der Gruppe 61 oder des Werkkreises veröffentlicht, und mit Vorliebe geraten jene Texte in Sammelbände und Schulbücher, die die Realität am ungenauesten beschreiben und die größten Verzerrungen enthalten.“ Doch größer als die sozialen und politischen Differenzen, die damit gemeint waren, war die Differenz der lese- buchnotorischen industriellen zur längst angebrochenen post-industriellen Arbeits- welt. Die industrielle Arbeitswelt war mithin nach zwanzig Jahren dort gelandet, von wo sie die agrarische Welt einst vertrieben hatte, in den Lesebüchern als Archiven von gegenwärtig Vergangenen. So nachhaltig geschah das, daß Norbert Dithmars Menetekel von 1973, die „Tabuisierung“ der modernen Arbeitswelt im Lesebuch habe „wesentlich zur Krise des literarischen Unterrichts beigetragen“, späterhin durch das Menetekel abgelöst wurde, die Krise des Deutschunterrichts rühre just aus der Fixa-

¹ Heinrich Mann: *Die große Sache* (1931), Berlin u. Weimar 1972, S. 296 u. 298.

tion auf Industrieliteratur. Seither hatte man ohnehin wenig von der Arbeitswelt in der Literatur gehört. Pop-Diskurs und Spaßgesellschaft, die vorübergehend große Aufgabe des Großen Deutschen Romans, als Wende- und Einheitsroman, das Ereignis des jungdeutschen Literaturwunders – Arbeit genug, um nicht an die Arbeitswelt denken zu müssen.

Zudem: Die Arbeit scheint ausgegangen. Wie sehr hat man das vor nicht allzu langer Zeit bejubelt – Arbeit in der Neuen Ökonomie, im Netz, in der Erlebnisgesellschaft schien endgültig ewige Freizeit und Fun (Freude – im antiquarischen Vokabular Heinrich Manns) – der Arbeitsplatz im Office, zu Hause, unterwegs oder im Urlaub, Shopping und Spekulation, Information und Unterhaltung zunehmend ununterscheidbar. Die Arbeit kam aber von ihrem Ausgang nicht wieder – statt dessen Unglücksnachrichten: Blase, Schwindel, Pleite, Crash. Gründerschwindel und Gründerkrach – Version 2.0, die Spaßversion der ehemals Reichsgründung. Die Arbeit scheint wirklich ausgegangen und nimmer heimzukehren. So wandelt sich die feierabendliche Freude der Kinder über die abwesenden Eltern zusehends in die Furcht, verlassen worden zu sein, im kalten Dunkel und allein bleiben zu müssen.

Und währenddem – und wahrscheinlich auch ohne den 11. September, nur nicht ganz so schnell – die seinerzeit geschmähte „Gesinnungsästhetik“ in Gestalt von Günter Grass und Christa Wolf gefeiert wiederkehrt, selbst die vernebelnde Wortschwallerei eines Hermann Kant öffentlich ernsthaft bedacht statt verhöhnt wird, halten *No-Logo*-Gesinnung und das hochspekulative *Empire* in den Kriterienkatalog für Literatur Einzug – und es beginnt, was seinerzeit der Studentenbewegung triumphal entgegenscholl, man solle doch erst einmal richtig arbeiten, zunehmend zumindest als Frage an die Figuren der jüngsten deutschen Literatur gestellt zu werden.

Was arbeiten die eigentlich?

Ja, was arbeiten sie eigentlich? Wenn sie nicht Interrailer, Ferienreisende, Erben oder Literaturstipendiaten sind – welche Berufe haben sie? Wahrscheinlich nicht sehr repräsentativ, schlicht der eigenen Lektüre der letzten Zeit folgend, sieht das demnach so aus:

Sven Regeners *Herr Lehmann* ist Bierzapfer. Georg Kleins Protagonist von *Barbar Rosa* ist Detektiv – die seit je fadenscheinigste Tarnform der Arbeitslosigkeit. Thomas Lehrs Hauptfigur in *Nabokovs Katze* ist Regisseur. Norbert Zähringers Cordt Gummer in *So ist Bankangestellter*, der ganze Rest des Romans so ziemlich arbeitslos. Die Hauptfigur von Stefan Beuses *Die Nacht der Könige* ist Werbemensch. Tho-

mas Schwarz in Georg M. Oswalds *Alles was zählt* ist leitender Bankangestellter, am Ende aber eher Sonnenbanker. Christian Schlier aus Reiner Merckels das *Jahr der Wunder* arbeitet für eine Werbeagentur. Der manische Ich-Erzähler von Marcus Jensens *Red Rain* ist eine verkrachte Existenz, die von einer Staatssekretärin den Auftrag erhält, einen Schamanen zu mimen. Höfe, der Held von Christof Hamanns *Seegfrörne*, studierter Historiker, wird mit Vierzig im Projekt einer Gemeindechronik beschäftigt. In *Stadt Land Fluß* von Christoph Peters ist der Protagonist sich selbst beschäftigender Kunsthistoriker. Jan Peter Bremer stellt in *Feuersalamander* einen Möchtegern-Schriftsteller dar. Die Protagonisten von Jochen Missfeldts *Gespiegelter Himmel* sind Starfighter-Piloten. Das zählt aber nicht, denn sie sind es in den sechziger Jahren. Bei Andreas Maier haben wir es in *Klausen* mit einem Berlin-Stipendiaten und einem Kunsthandwerker zu tun. Der Held von Jörg Uwe Sauers *Das Traumpaar* ist Hochstapler, der zuvor von *Uni-Klinik* Germanistik-Assistent. Der Held von Steffen Kopetzky's Überschwarte *Grand Tour* ist Schlafwagenschaffner. Oskar Zorrow in Henning Ahrens *Lauf Jäger lauf* ist Tierkadaverbeseitiger. Ralf Hammerthalers *Alles Bestens* führt einen promovierten Verleger und Chefredakteur vor und Norbert Krons Figur in *Autopilot* ist ein zeugungsunfähiger Fernsehproduzent.

Helmut Böttiger hat dem unlängst im Tagesspiegel (6. 3. 2002) noch einige andere Beispiele beigefügt und bemerkt, daß fast alle Figuren studiert haben, mithin zu dem Kreis zählen, den man Akademiker zu nennen pflegte, und jetzt gern als ‚akademisches Proletariat‘ apostrophiert zu werden pflegt. Böttigers Befund: „Die Gegenwartsliteratur hat die Arbeitslosigkeit längst hinter sich gelassen.“ Und Hubert Winkels hat dem am 10. Mai in der Zeit sekundiert, indem er von einer „Art Renaissance der Literatur der Arbeitswelt“ sprach, „konzentriert allerdings auf den [...] Dienstleistungssektor“.

II. Von der Arbeiterliteratur zur Literatur der Arbeitswelt

„Für Willy war Geld schon immer etwas Physisches. Er konnte sich nicht vorstellen, daß riesige Beträge als abstrakte Zahlenkolonnen um die Welt liefen, genausowenig wie er sich damals hatte erklären können, warum die Lampenfabrik nichts mehr wert sein sollte: *Sie war doch da!* Man konnte durch ihre Hallen gehen, er wartete die Maschinen, und am Ende der Produktionsstraße kamen die Glühbirnen heraus, kleine, große, klare, matte, die einmal der ganzen Republik Licht gespendet hatten – es war doch dagewesen, das Licht.“ – so Willy Bein der andere Held von Norbert Zähringers

So, der sich zu einem Sparkassencontainer auf dem Gelände der ehemaligen Fabrik durchzugraben versucht und sich dabei als Maulwurf durch deutsche Geschichte wühlt.

Wie Willy können offenbar auch wir uns nicht vorstellen, daß die Fabriken da, Arbeit darin aber unvorstellbar ist.

Und darum soll ich hier offenbar die Vergangenheit vorstellen, als Arbeit noch vorstellbar und ihre Nichtdarstellung unvorstellbar war.

Ich will daher – eine gewisse Ordnung soll ja sein – vier Phasen skizzieren:

1. Das Doppel von sozialdemokratischer Selbstbildproduktion und bildungsbürgerlicher Einhegungsbeschwörung (ca. 1850–1917)
2. Das Doppel von Hegemonial-Konkurrenz in der Arbeiterbewegung und neu-sachlicher Funktionalitätsfaszination (ca. 1917–1933)
3. Das Doppel von Produktionsverherrlichung als politischer Systemfeier und industriepopularisierender Sachliteratur (ca. 1933–1961)
4. Das Doppel von industrieweltlichem Sozialrealismus und politischer System-agitation. (ca. 1961–1987)

Arbeiterliteratur im engeren Sinne fundiert sich zunächst entscheidend in einer vom Industrieproletariat ausgehenden, gesellschaftlichen Zukunftsperspektive. Sie ist in diesem strikteren Sinne Teil von Arbeiterkultur.² Arbeiterkultur war – zugespitzt – geprägt durch Arbeitsplatz, Familie und Verein. Als solches ist sie natürlich auch *Gegenstand* von Arbeiterliteratur gewesen. Aber Arbeiterliteratur ist darüber hinaus durch die Arbeiterkultur formbestimmt. Sie ist in diesem Sinne weder ein Ausdruck der sozialen Lage der Arbeiter noch der Reflex eines Klassenbewußtseins. Ihre Spezifik besteht zunächst vielmehr darin, den, wie Klaus-Michael Bogdal es ausdrückt, „Prozeß der Subjektkonstituierung der Arbeiter“ zu verstärken und zu sichern, „indem sie einen wirksamen Code der Ich-Rede zur Verfügung stellt“. Arbeiter-Schriftsteller bedienten sich mit der Literatur eines Bereichs, der traditionell als besonders intensiver und höchster Ausdruck von Subjektivität galt, um darin ein „kollektives Arbeiter-Subjekt“ zu imaginieren. Oder anders gesagt: In der historischen Arbeiterliteratur

² Unter Arbeiterkultur versteht die Sozialgeschichtsforschung – ich zitiere Klaus Tenfelde – „diejenigen Manifestationen der Gruppenexistenz der Arbeiter [...], die den besonderen Charakter dieser Gruppe spiegeln, Werthaltungen ausdrücken und tradierfähig machen. [...] Arbeit und arbeitsverbundenes Dasein gelten darin als kulturstiftende Wirklichkeitsbereiche. [...] Wie jede Kultur, verbindet auch die Arbeiterkultur ein Konglomerat spezifischer überindividueller Wertschätzungen, wie sie nicht durch den Gegenstand, die Handlung oder Einrichtung allein, sondern erst durch deren jeweiligen gesellschaftlichen Ort, durch deren Position und Funktion im Austausch von Haltungen, Meinungen und Interessen

konstituierte sich in Literatur, im Medium emphatischer Subjektivität, ein Schreiben in transindividuell-sozieller Perspektive. Das prägt vor allem die frühe Phase der Arbeiterliteratur im 19. Jahrhundert.

1. *Sozialdemokratische Selbstbildproduktion und bildungsbürgerliche Einheitsbeschwörung*

Die Autoren dieser ersten Phase sind meist Funktionäre der Arbeiterbewegung, und ihr Schreiben steht denn auch primär in funktionalem Zusammenhang mit parteilicher Bildungs- und Propagandaarbeit. Das ändert sich nach 1878, nach dem Verbot der Sozialdemokratie insofern, als nun – ähnlich wie nach 1848 – literarische Formen zur von Zensur nicht ohne weiteres angreifbaren Sympathiewerbung dienen, so wie ja kulturelle Tarnvereine die sozialdemokratische Organisation und ihr Gedankengut aufrechtzuerhalten trachteten. Auch nach der Aufhebung des Verbotes 1890 setzte sich die Tendenz zur Literarisierung der Arbeiterkultur fort. Für die Zeit zwischen 1860 und dem Beginn des 1. Weltkrieges hat man immerhin ca. 600 Autoren gezählt, die einschlägige Lyrik, Lieder, Dramen, Lebende Bilder, Kurzprosa, Romane und Autobiographien verfaßten. Neben dem Lientheater, das in den sozialdemokratischen Vereinen wie überhaupt im kleinbürgerlichen und ländlichen Milieu gepflegt wurde, sind hier besonders die Lyrik zwischen Satire und Lied zu nennen, sowie die zahlreichen Autobiographien von Arbeitern. Gerade die Autobiographien, meist im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts erschienen, lassen zum einen erkennen, wie soziale und körperliche Stigmatisierung – meist abgebrochene weiterführende Schulbildung, gefolgt von Berufsunfällen oder der Proletarierkrankheit Tuberkulose – ans Schreiben bringen, nicht zuletzt aus Gründen des familialen Unterhalts. Zwar wird meist mit Stolz auf die guten schulischen Leistungen verwiesen und die eigene Leidenserfahrung mit besonderer Emphase dargestellt, aber dies alles geschieht stets unter Rückbindung an das Allgemeine und Stellvertretende des geschilderten Schicksals. Und darum sind zum anderen diese Autobiographien stets als exemplarische Bekehrungsgeschichten angelegt – am Ende steht implizit oder explizit der Eintritt in die Sozialdemokratie. Dieses – aus der religiösen Traktatliteratur hinreichend bekannte Muster – wird später von kommunistischen und nationalsozialistischen Autoren fortgeführt werden, hier nun aber, anders als die frühen sozialdemokratischen Autobi-

herausgebildet werden.“ (Klaus Tenfelde: Vom Ende der Arbeiterkultur. In: Revier-Kultur 1 (1986)3, S. 21 ff., hier S. 22.)

graphien – allermeist mit einer forcierten Saulus/Paulus-Wandlung vom Apolitischen oder Sozialdemokraten zum Kommunisten oder vom Kommunisten zum Nazi.

In der Lyrik dominieren entsprechend zunächst einmal die politischen, kollektivierenden Formen der Spott- und Kampflieder. Exemplarisch läßt sich das am lyrischen Vorzeigeautor der Bergbauliteratur Heinrich Kämpchen illustrieren. Kämpchen, 1847 geboren und 1912 gestorben, hat lange im Bergwerk gearbeitet, bis er – als einer der Streikführer des ersten großen Ausstandes im Bergbau – 1889 entlassen wurde und von einer knappen Invalidenrente leben mußte, als Zigarrenverkäufer sich durchschlug und zugleich einer der populärsten Figuren der Arbeiterbewegung wurde. Kämpchens Ruhm gründete vor allem in seiner Hymne ‚Glück auf!‘, die als internationales Knappenlied Furore machte und zur offiziellen Verbandshymne der Bergarbeiter wurde. Hier hat man denn auch das wesentliche Prinzip solcher Dichtung: Auf Muster und Melodie von bekanntem Liedgut aus Kirche, Militär und Küche wird ein neuer, aufrüttelnder oder anklagender Text verfaßt. Kämpchen schrieb zudem jahrelang wöchentlich eine Art gereimter Kommentare für die Frontseite der Verbandszeitung, die sich in der Regel an aus der Schule bekannte Vorbilder, Schiller zumal, anlehnten. Insofern erfüllt Kämpchen geradezu mustergültig die eben gehörte Definition von Arbeiterliteratur. Aber Kämpchen hat noch eine andere Seite. Neben der kollektivierenden, agitierenden und kommentierenden Lyrik schreibt er nämlich – für *Buch*-publikationen – Natur- und Heimatlyrik – und die dann sehr wohl mit dem ausgesprochenen und in den Gedichten sogar reflektierten Habitus des Dichters.

An Kämpchen zeigt sich eine übergreifende Tendenz zum Autor, der „im Namen von“ spricht – oder, wie es Klaus Scherpe in anderem Zusammenhang genannt hat, „als Fürsprecher oder Vorsprecher“. Dieses Im-Namen-Sprechen ist keineswegs den Arbeiterschriftstellern vorbehalten. Vielmehr zeigt es sich als ein signifikantes Phänomen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert. Seit mit der Literatur andere, auf andere Weise effiziente Speicher- und Informationsmedien konkurrieren, seit im Druckbereich neuerliche Innovationen für höhere Kapazitäten sorgen und seit zugleich in der Gesellschaft Alphabetisierung als sozialisatorische Grundkomponente prinzipiell *aller* Mitglieder angenommen wird, seitdem schreiben wesentlich mehr Individuen ‚Literatur‘, die zugleich durch den Umstand, daß so viele so viel schreiben (und publizieren) können, entwertet scheint. Sie schreiben darum überwiegend Literatur ‚im Namen‘ anderer, möglichst vieler und möglichst solcher, die nicht schreiben (können). Also der Frauen, der Kinder, Tiere, der ‚einfachen Menschen‘ vom Lande und der Grenz-

regionen zumal. Aber auch im Namen der Arbeiterschaft reden nicht einmal vorwiegend Arbeiter oder Arbeiterliteraten. Es schreiben für sie Pfarrer und Ingenieure, Lehrer und Ärzte. Und dabei ist weniger der *Unterschied* gravierend, daß sie in der Regel nicht für die Arbeiterbewegung, sondern gegen sie schreiben, als die *Gemeinsamkeit*, daß auch sie kollektivierende, transindividuell organisierende, sozietaire Perspektiven er-schreiben, ob Landsmannschaftlichkeit oder Glauben, ob Volk oder Krieg, Blut oder Familie.

Bürgerlich kommt diese Tendenz schon von weiter her. Man stößt auf sie, wenn man sich das zeitgenössische Pendant dieser Arbeiterliteratur im engen Sinne ansieht, nämlich den ‚socialen Roman‘. Dieser Begriff steht seit der Mitte des 19. Jahrhunderts für jene, meist voluminöse Literatur, die sich mit Zustand und Folgen der Industrialisierung befaßt. Anders als ihr englisches Pendant und Vorbild, die sogenannte *condition-of-England-novel*, die in den Romanen von Disraeli, Brontë oder Dickens zum Kanon der englischen Literatur gehört, sind die deutschen Industrieromane seit langem und nachhaltig in Vergessenheit geraten.³ In allen diesen Romanen findet man direkte Reflexe auf die tiefgreifenden sozialen Veränderungen durch die Industrialisierung: Verstädterung, Vermassung, Verelendung, Unfälle und Krankheit, Kinderreichtum und Kinderarbeit, mangelnde Hygiene und promiske Sexualität, Ausbeutung, mangelnde Ernährung, schlimme Wohnverhältnisse und so fort. Alles das wird im wesentlichen als ästhetisches Problem verhandelt, als Problem der Verhäßlichung der Welt. Um es zuzuspitzen: Man wirft in Deutschland von literarischer Seite der kapitalistischen Industrialisierung vor, die Umwelt mit den Fabriken, ihrem Gestank und Lärm, häßlich zu machen und vor allem, jene häßlichen Massen zu erzeugen, die schmutzigen, lauten, gewalttätigen und sexuell ungezügelten Proleten. Besonders kennzeichnend scheint, daß die bürgerlichen Autoren drohende Proletarisierung und das Unruhe- und Katastrophenpotential des Proletariats als Drohmittel nutzen, um damit um so intensiver für das Gesellschaftsmodell eines patriarchalen Ausgleichs zwischen Adel und Bürgertum zu plädieren, das dann en passant auch den Arbeitern zugute kommen soll.

Ebenso wie die Arbeiterliteratur ist diese Literatur so gut wie gar nicht an der Darstellung von Arbeitsprozessen interessiert, um so mehr aber an der Bewertung der in-

³ z. B. Ernst Adolf Willkomm: *Eisen, Gold und Geist* (1843), 3 Bde.; Ernst Adolf Willkomm: *Weisse Sklaven oder die Leiden des Volkes* (1845); Georg Hesekei: *Faust und Don Juan* (1846); Max Ring: *Berlin und Breslau* (1849); Robert Eduard Prutz: *Das Engelchen* (1851), 3 Bde.; Adolf von Tschabuschnigg: *Die Industriellen* (1854); Friedrich Spielhagen: *Hammer und Amboß* (1869).

dustriellen Arbeitsorganisation. Um das wenigstens knapp zu illustrieren, greife ich auf ein besonders eklatantes Beispiel, auf eine Szene aus Adolf von Tschabuschniggs 1854 erschienenem Roman *Die Industriellen* zurück:

„Die Arbeiter waren hager, zum Theil verwachsene Gestalten, darunter sehr viele Kinder, [...] jedes von ihnen hatte nur eine bestimmte Bewegung zu machen, und dies geschah dann mit Geschick und Hast: gleichwohl starteten Alle auf ihre Arbeit, als erfordere sie den ganzen Tiefsinn einer unsterblichen Seele. [...] Zuletzt kamen sie auch noch zu einer kleinen Abtheilung, in der nur Blödsinnige arbeiteten; [...] überraschen[d], wie genau jeder in sein stets gleiches Tagewerk eingriff. [...] – Ich versichere sie, meine Herren, ich ziehe diese Blödsinnigen fast den anderen Arbeitern vor, begann Absolon, ich wollte, ich besäße deren in genügender Anzahl; dies völlige Aufgehen in der vorgeschriebenen Arbeit, diese Hingabe an irgend einen Handgriff schätze ich außerordentlich, und dabei stellen sie Bürgschaft, keinen Gedanken, keinen Hauch eines Gedankens in ihren verbrannten Schädel zu lassen. [...] – Das Ideal einer Fabrik [...] bestände [...] darin, daß [...] nur Naturkräfte thätig wären, und Schraubengänge, Ventile, Metallhaken und Pendel die einzelnen Handgriffe, die wir jetzt leider noch Menschen zuweisen, ausführen könnten.“

Das Im-Namen-Sprechen und das Thesen-Interesse an organischen, harmonistischen und versöhnenden Gesellschaftsmodellen setzt sich im Bereich der Industrie-, namentlich aber der Bergbauliteratur bis weit in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts fort. Wie überhaupt die älteren Formen neben den hinzukommenden neuen Tendenzen weiter fortzubestehen pflegen.

Das literarische Im-Namen-Sprechen, ebenso wie harmonistisch-organisistische Gesellschaftsvorstellungen statt der eher agonalen Modelle der organisierten Arbeiterbewegung prägten jene Vereinigung, die als die erste bedeutende Organisation der Dichtung der Arbeitswelt gilt. Es waren bürgerliche Akademiker, ein Zahnarzt (Josef Winckler), ein Lehrer (Jakob Kneip) und ein Direktor (Wilhelm Vershofen), die sich 1912 zur Gruppe ‚Werkleute auf Haus Nyland‘ zusammenschlossen. In Absetzung gegen den George-Kreis einerseits, gegen Sozialdemokratie andererseits, propagierten sie die Hinwendung zur modernen Arbeitswelt bei gleichzeitiger Ablehnung sozialer Kämpfe und demokratischer Gesellschaftsvorstellungen.

Josef Winckler formuliert die Intentionen rückblickend so:

„Erstmals wurden in diesem Bunde auch Dichter, Maler, Industrielle, Kaufleute, Philosophen und Arbeiter gemeinsamer schöpferischer Arbeit auf nationaler Grundlage

vereinigt gegen Wirtschaftsimperialismus, Mammonismus, Materialismus aus einem durchaus lebensbejahenden dynamischen Weltgefühl [...]. In diesem Sinne feierten wir auch die Arbeitsfreude, den Stolz auf die unerhörte Gewalt, den Triumph des Werk tätigen [...]!“

Weder die Realität der Arbeit noch die der Arbeiter interessierten hier, sondern technikbejahendes Pathos, Verklärung und Berausung an industrieller Erhabenheit. In diesem Umfeld wird man dann jene Arbeiterdichter finden, von denen nicht wenige in neoromantischem Pathos und erborgten Erwähltheitsvorstellungen späterhin den Nazis sich annäherten oder auf den Leim gingen: Max Barthel, Karl Bröger, Heinrich Lersch oder auch Christoph Wieprecht. Unangefochten von den Erfahrungen des industrialisierten Weltkrieges, ja, vielmehr in nationalistischer Verklärung, erzeugten sie auch durch die Weimarer Republik hindurch das zähe Geflecht von Maschinen dämonisierung und Arbeitsheroismus, Industriestolz und Schollensentimentalität. Damit wären wir nun schon nach dieser ersten Phase des Doppels von sozialdemokratischer Selbstbildproduktion und bildungsbürgerlicher Einhebungsbeschwörung bei der zweiten angelangt, die durch die parteipolitische Funktionalisierung der Literatur in der immanenten Hegemonial-Konkurrenz der Arbeiterbewegung einerseits, durch neusachliche Funktionalitätsfaszination andererseits geprägt ist. Dabei sind die Übergänge durchaus fließend.

2. *Hegemonial-Konkurrenz in der Arbeiterbewegung und neusachliche Funktionalitätsfaszination*

Nehmen wir Max Barthel zum Beispiel. Fast reicht es, Barthels biographische Stationen aufzuzählen, um das Spektrum dieser zweiten Phase zu durchlaufen. Max Barthel wurde 1893 geboren und war als ungelernter Fabrikarbeiter Mitglied der sozialistischen Jugendbewegung, ging auf Wanderschaft durch Europa, wurde Soldat im 1. Weltkrieg, währenddem, 1916, sein erster Gedichtband erschien, *Verse aus den Argonnen*, worin er idyllische Natur den Qualen des Krieges gegenüberstellte.

Eine Kostprobe:

„Ich sah die schwarzen Schatten tanzen,
im Herz quoll auf Gebet und Fluch –
da riß ich gierig aus dem Ranzen
ein abgegriffnes schmales Buch.
Und bei der blassen Abendröte,
die schüchtern durch das Trübe brach,

las ich im guten Wolfgang Goethe.

1918 trat Barthel der KPD bei, arbeitete für den Medienorganisator Willi Münzenberg, veröffentlichte flammende Revolutionsgedichte, in denen das Proletariat die Faust erhob: *Das Herz in erhobener Faust* (1920), gab die Illustrierte der IAH, *Sichel und Hammer* heraus, schrieb begeistert, geradezu religiös inbrünstig über die Sowjetunion, z. B. daß er mit den „gleichen Gefühlen“ Rußland betrat, wie die Kreuzfahrer, die den Boden des Heiligen Landes küßten, und wie „wir endlich mit heißen Händen die russischen Wagen streichelten, [...] unsere ungeduldige Sehnsucht, das war jetzt eine Sowjetlokomotive.“⁴ Aber bereits 1923 tritt Barthel zur SPD über. Er schreibt nun vor allem Prosa über Deutschland, darunter zwei bemerkenswerte Reportagebücher,⁵ dazu kolportagehafte Romane, etwa den Konflikt eines Priesters mit dem Zölibat, *Der Mensch am Kreuz* (1927), oder die Karriere einer Provinzlerin im Berliner Filmgeschäft, *Aufstieg der Begabten* (1929). Sowohl in den Reportagen als auch in den Romanen kann man immer wieder völkisch-xenophobische Elemente erkennen, vor allem aber Aversion gegen Finanzkapital und Intellektuelle. Einen guten Eindruck seiner Arbeitsvision gibt die Schlußpassage der Reportagen von 1926: „Er fühlte und ahnte die kommende Hochzeit der Arbeit mit der Wissenschaft, als deren Kind die neue und befreite Menschheit aufsteigen wird. [...] Nicht mehr abseits und voller Haß und dumpfer Wut standen die Proletarier: sie regten neben den Händen ihre Herzen und Gehirne, um die Welt zu verändern [...]. Wir alle leben ja auf einer Wanderschaft. Es ist ein langer Weg nach Deutschland. Aber dort liegt unser Herz.“ Nach der Machtübernahme der Nazis bekennt er sich sofort emphatisch zum neuen Staat und stellt noch 1933 im Roman *Das unsterbliche Volk* den Weg eines deutschen Arbeiters und Dichters vom Kommunisten zum Nationalsozialisten dar – vom Irrweg der kalten Ratio internationalistischer Funktionäre zurück zur Macht des Blutes. Zugleich wird er Lektor in der enteigneten *Büchergilde Gutenberg*. 1935 jedoch kündigt er plötzlich, hält sich von nun an politisch bedeckt und verlegte sich gänzlich auf Kolportage und Chordichtung.

Man kann an Barthel besonders gut beobachten, was für viele der Arbeiterautoren gilt, wie sie sich nämlich mit fast allen jeweiligen Zeitströmungen, Moden und Tendenzen zu amalgamieren versuchen. Bei Barthel ist das besonders ausgeprägt.

⁴ Max Barthel: *Die Reise nach Russland*, Berlin 1921, S. 4; vgl. auch: Max Barthel: *Vom roten Moskau bis zum Schwarzen Meer*, Berlin 1921; und Max Barthel: *Der rote Ural*, Berlin 1921; Max Barthel: *Das Blockhaus an der Wolga*, Berlin 1930; Max Barthel: *Der große Fischzug*, Stuttgart 1931.

⁵ *Deutschland. Lichtbilder und Schattenrisse einer Reise* (1926) und *Erde unter den Füßen. Eine neue Deutschlandreise* (1929).

Denn er schreibt – sieht man einmal von den ausgesprochen kolportagehaften Romanen ab – beständig an der eigenen Biographie entlang, erprobt unablässig neue Selbstentwürfe, in deren Kern nur eines fest bleibt – der sich als Dichter wissende Arbeiter. So überführt Barthel seine Sowjetunionbegeisterung am Ende in die Kritik des Bolschewismus und schreibt parallel dazu nach und nach seine Kriegserlebnisse vom pazifistischen Aufbegehren zur nationalen Begeisterung um. An ihm kann man besonders deutlich studieren, wie die Kollektiv-Beschwörung zunehmend der Konstitution der eigenen, herausgehobenen Individualität als Dichter dient.

Was Barthel nacheinander vereinigt, findet sich in der Weimarer Republik spektralisiert. Zunächst einmal gibt es mit der kommunistisch-sozialdemokratischen Frontstellung die Herausbildung zweier Arbeiterkulturen und ihrer Literaturen, ja sogar dreier, wenn man die nicht unbeträchtliche katholische Arbeiterbewegung hinzunimmt. Eine vierte entsteht unter Anleihe bei allen anderen im Umfeld der NSDAP. Forcierende Kräfte bei der scharfen Konturierung sind zweifellos die KPD und die von der Sowjetunion gesteuerten internationalistischen Organisationen. Hier wird die Arbeiterkorrespondentenbewegung initiiert, deren Aufgabe zwischen der Herausbildung proletarischen Klassenbewußtseins und nachrichtendienstlicher Tätigkeit changierte. Kommunistisch initiiert und gelenkt ist die Gründung des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (BPRS) 1928, dessen prominentere Mitglieder Willi Bredel, Hans Marchwitza, Johannes R. Becher, Ernst Ottwalt, Anna Seghers oder Friedrich Wolf waren. Verbunden ist der BPRS mit der Zeitschrift *Die Linkskurve*, der *Universumbücherei für Alle*, der *AIZ*, vor allem aber mit der *Roten Eine-Mark-Reihe*, eine Serie agitatorisch-dokumentarischer Romane. Willi Bredels *Maschinenfabrik N & K*, Inbegriff des kommunistischen Betriebs- als Bekehrungsromans, stark in der Gesinnung, karg an Sprache und Ausführung, wurde zum Ausgangspunkt einer eskalierenden Debatte über Roman und Reportage, Erzählen oder Beschreiben, in der Georg Lukács, als Kulturfunktionär von Moskau geschickt, die Positionen formulierte, die alsbald als ‚sozialistischer Realismus‘ für Jahrzehnte die ästhetische Doktrin im Machtbereich der Sowjetunion werden sollte. Die Kritik am Dokumentarismus als künstlerischem Prinzip war zugleich eine Kritik des bürgerlichen, linksradikalen Avantgardismus von Bertolt Brecht und anderen. Hier findet man denn auch das Pendant zur Arbeiterliteratur dieser zweiten Phase in der Technikfaszination, Maschinenadoration, Montageästhetik und Rationalisierungsidolatrie im Umfeld der Neuen Sachlichkeit. Das reicht vom Projekt eines *Ruhrepos* 1927, an dem Bertolt Brecht,

Kurt Weill und der Filmer Carl Koch arbeiteten und dessen Fertigstellung von Lokalpolitikern verhindert wurde, über die nahezu unüberschaubare Flut von Reportagebänden aus den USA und der Sowjetunion, ist in Filmen wie *Metropolis* oder *Berlin – Sinfonie der Großstadt* zu sehen, führt zur Begeisterung für Tretjakovs ‚Biographie des Dings‘ und zu populären Sachbüchern aus der Industrie und gipfelt 1931 in Erik Regers Industrieroman *Union der festen Hand*, in dem alle Ebenen und Akteure der industriellen Arbeitswelt in analytischer Form dargestellt werden, das funktionelle Geflecht von Wirtschaft, Politik und Medien, linksradikale Reporter, verschwiemelte Arbeiterdichter und die – nach Reger – wahre Arbeiterliteratur, nämlich die propagandistischen Werkszeitschriften – mit einbegriffen. Natürlich laufen nebenher jene nationalen, versöhnungspropagandistischen Industrieromane weiter und prägen insbesondere die Literatur des Ruhrgebiets.

Während sich auf der einen Seite der Typus des reportierenden Agitators als proletarisch-revolutionärer Schriftsteller konturiert, wird auf der anderen die zunehmende Vernetztheit, Undurchdringlichkeit und Undarstellbarkeit der komplexen Verhältnisse industrieller Arbeitswelt reflektiert.⁶

Aber auch auf der politischen Rechten wurde – in einer Zeit, in der Arbeit vor allem in Form von Arbeitslosigkeit das kollektive Bewußtsein prägte – literarisch um die Arbeiter geworben und wurde der Arbeiter zum avantgardistischen Typus stilisiert. Das reicht von agitatorischen Arbeitslosenromanen (Richard Euringer, Bruno Nelissen Haken) bis hin zu Arnolt Bronnens technikbegeisterten Arbeiter-Rabauken und Ernst Jüngers essayistisch verklärtem Typus des Arbeiters, einer futuristischen Fusion aus Arbeiter, Techniker und Soldat.

3. *Produktionsverherrlichung als politische Systemfeier und industriepopularisierende Sachliteratur*

Gerade weil die Nazis es sich so angelegen sein ließen, das A in NSDAP propagandistisch zu betonen, die schaffende Arbeit als nationschaffende Arbeit zu verklären – man denke nur an die Okkupation des 1. Mai als ‚Tag der deutschen Arbeit‘ – gerade deshalb fielen ihr, an die Macht gekommen, die Arbeiterdichter, aber eben auch die nationalrevolutionären Technokraten zu. Für gewöhnlich wird in historischen Darstellungen die Zeit zwischen 1933 und 1945 immer übersprungen oder ist allenfalls durch die Exilierung der einschlägigen Kommunisten vertreten. Dabei kann man hier

⁶ Stichwort ist hier Brechts nachmals berühmter Satz, daß eine Abbildung der AEG-Werke beinahe nichts über die AEG aussage, da die Wirklichkeit in die Funktionale gerutscht sei.

eine dritte Phase beginnen sehen, nämlich die der industriellen Produktionsverherrlichung als politischer Systemfeier. Während die Arbeiterdichter nach 1933 eher zu Kriegsdichtern und Kinderbuchautoren konvertierten, gab es im ‚Dritten Reich‘ eine ausgeprägte Literatur der industriellen Arbeitswelt. Sieht man einmal von der obligaten Feier der deutschen Arbeit in der Trias von Bauer, Arbeiter und Soldat oder gelegentlich um den Techniker zur Quadriga erweitert oder von den allfälligen Lyrik-Anthologien zur *Deutschen Arbeit* ab,⁷ dann erschien die industrielle Arbeitswelt vor allem in zahlreichen programmatischen Projekt-Romanen und -Erzählungen zu Staudamm- oder Autobahn-Bau und im geradezu boomenden, populären Sachbuch zu technischen Erfindungen, industriellen Produkten und den verschiedensten Industriebranchen, stets durchzogen mit der impliziten, meist explizierten Gleichung von Werk- und Volksgemeinschaft, Führertum und nationaler Versöhnung.

Von diesen Modellen aber sind die nachmaligen Betriebs- und Produktionsromane der SBZ und DDR keineswegs so weit entfernt, wie man es vielleicht gern möchte. Es sind die gleichen dramaturgischen Konstellationen, es ist das gleiche Pathos des Kampfes und des Opfers, und es ist die gleiche metonymische Verkettung von Werk und Staat. Es ist, mit anderen Worten, die aufoktroierte Formvariante des Konkurrenzsystems Stalinismus für ein Publikum, das diesen Typus schon aus der Nazi-Zeit kennen konnte, während in der Bundesrepublik das Feld eher von der Fortsetzung des erzählenden Sachbuchs, in der Regel vom gleichen Personal, manchmal in Neuauflagen und durchweg mit großem Erfolg besetzt wurde. Auch insofern stimmt nicht, daß die industrielle Arbeitswelt bis zum Beginn der sechziger Jahre nicht präsent war – sie war es nur nicht in den konventionellen Formen eines Sozialrealismus und nicht fokussiert auf die Betriebswelt aus der Perspektive der Arbeiter und ihrer Sozialbelange.

Suggestierte das ‚Dritte Reich‘ Auftrag und Einklang der Natur, so befeuerte man sich in der DDR, ehe sie seit den Siebzigern in selbst totalistische Zivilisationskritik kippte, zur Überbietung und Überwindung der Natur. Der Mensch wird zum Giganten, der Maschine und Natur gleichermaßen unterwirft, und wenn dabei die Erde vernutzt werden sollte, so fabelt eine Figur bei Karl-Heinz Jakobs 1961, werden wir einfach „den lächerlichen Erdball aus seiner Bahn sprengen und uns ein andres Sonnensystem suchen“. Währenddem – was meist übersehen wird – hatten sich die ehemaligen proletarisch-revolutionären Kämpen, wie Bredel oder Marchwitza in der DDR längst

⁷ Vgl. z. B. die von dem Germanisten und Theaterwissenschaftler Heinz Kindermann herausgegebene

auf den Weg des allgemeinen Schriftstellers begeben und zwar nicht ihr ästhetisches Repertoire, aber ihr Themenfeld weit über die Arbeit hinaus in Krieg und Geschichte ausgedehnt.⁸

Oft wird diese Phase der Betriebs- und Baustellen-Romane mit dem ‚Bitterfelder Weg‘ kontaminiert. Die Zäsur zwischen dem, was – nach den einschlägigen Konferenzen 1959 und 1964 in Bitterfeld – so bezeichnet wird, und den Aufbauromanen ist aber fast ebenso groß wie die Zäsur, die man für die Bundesrepublik mit der Gründung der Gruppe 61 annimmt, so daß man hier eher von Parallelen einer vierten Phase sprechen kann – nämlich der versuchten Annäherung und Fusionierung von im weitesten Sinne Intellektuellen und Industriearbeitern in einem Kontinuum gemeinsamer Auseinandersetzung mit der Welt der Arbeit. Schriftsteller, die in die Betriebe gingen und Kumpel, die zur Feder griffen, sollten sich auf eine gemeinsame Arbeits-Lebenswelt beziehen. Und damit sie nicht ästhetisch auseinander drifteten, wurde ihnen die Ästhetik des Normsozialismus anempfohlen. Der Sozialrealismus, der in Dortmund den Mitgliedern der Gruppe 61 vor Augen stand, hatte in der literarischen Praxis vorm propagierten ‚sozialistischen Humanismus‘ aus Bitterfeld hinsichtlich Betonkonstruktion, Figurenskelettierung und Plot-Mechanik – man denke nur an Max von der Grün – wenig voraus. Denn was heute vom ‚Bitterfelder Weg‘ bedeutender geblieben ist, Christa Wolfs *Geteilter Himmel*, Erwin Strittmatters *Ole Bienkopp* oder Erik Neutschs *Die Spur der Steine* ist ja weniger Erfüllung des Programms denn dessen Veränderung und Überwindung gewesen.

4. *Industrieweltlicher Sozialrealismus und politische Systemagitation*

Die Gruppe 61 mochte zwar Kenntnis von den Entwicklungen in der DDR haben, aber ihr Ehrgeiz ging doch in eine andere Richtung, wie schon der Name bedeutet, der ja unmittelbar auf die Gruppe 47 referierte, deren Ritus zumindest der Einladung und Kooptation man imitierte. Was die Gruppe 61 im Auge hatte, war nun aber keineswegs ein zur literarischen Welt der Gruppe 47 ergänzender, komplementärer Bereich, sondern dem Selbstverständnis nach hatte sie die eigentliche, zeitgenössische und zukunftsbestimmende Wirklichkeit, eben die der industrialisierten Arbeits- und Lebenswelt vor Augen, auch wenn ihre Mitglieder sich von ihren literarischen Mitteln

Sammlung Ruf der Arbeit (1942).

⁸ Klaus-Michael Bogdal hat die Betriebsromane der DDR als „eine Art Science-fiction-Literatur traditionell-realistischen Zuschnitts“ bezeichnet, „in der Wunschbilder des idealen Arbeiters [...] und seines sozialen und privaten Umfelds entworfen“ wurden. Diese Literatur dient heute meist nur dazu, sich

her dem nicht gewachsen zeigten. Das mächtige Sujet trug gewissermaßen die schwächliche Literatur.

Dieses Konzept wurde nun anschließend, im Nachhinein auf den Bitterfelder Weg gebracht. Peter Schütt, der damals feder- und fädenführend dabei war und dessen Wandlung von der inquisitorischen Doppelreinkarnation Johannes R. Bechers und Egon Erwin Kischs zum spöttelnden Hamburger Heimatdichter eine eigene Beobachtung wert wäre, hat das vor einiger Zeit so dargestellt:

„Im Jahr der Studentenrevolte rückte ich in Dortmund an, um zusammen mit einigen Gleichgesinnten – mit Günter Wallraff, Erasmus Schöfer und Erika Runge – die Gruppe 61 ‚auf Linie zu bringen‘. Wir verdächtigten die Arbeiterdichter des sozialdemokratischen Klassenverrats und wollten ihnen im spontanen Lernprozess vermitteln, wie man richtige, das heißt: proletarisch-revolutionäre und sozialistisch-realistische Literatur im Dienste der Arbeiterklasse produziert. [...] Eigentlich war unser unangemeldetes Go-in nichts anderes als ein kommunistischer Putschversuch, zumal wir uns in der DDR bei den Lehrmeistern des Bitterfelder Weges [...] schlaugemacht hatten. Aber da damals alles als politisch und literarisch korrekt galt, was Arbeiteranstrich trug, wurde unser Handstreich sogleich öffentlich bejubelt, und sogar die von uns Heimgesuchten mussten am Ende gute Miene zum bösen Spiel machen. Ein Reportagewettbewerb wurde ausgeschrieben, bei dem nur zuverlässige Genossen die Regie führten. Die sorgfältig ausgewählten Preisträger wurden in den Dortmunder Zirkel kooptiert, und mit ihrer Hilfe wurde die Gruppe 61 auf proletarisch-revolutionäre Weise ‚umfunktioniert‘. So entstand 1969 der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt.“⁹ Was Schütt so darstellt, dürfte im wesentlichen der damaligen Realität entsprochen haben – und die Beziehungen zur DDR dürften noch einiges weiter gegangen sein. Wenn Schütt im nachhinein sich darüber mokiert, daß keiner der zeitweise 500 Werkkreis-Mitglieder ein wirklicher Arbeiter gewesen sei, daß man darum um so heftiger sich an ein „archaisches Arbeiterbild“ geklammert habe, „das von der gesellschaftlichen Realität wie von der Entwicklung der Produktionsverhältnisse schon lange überholt“ war, daß die Rezipienten der Werkkreis-Literatur nicht Arbeiter, sondern vor allem Sozialarbeiter und Literaturstudenten waren, die in den Folgejahren damit ihre Klientel traktierten, wird man ihm nicht ernstlich widersprechen wol-

wohlig zu gruseln. Literarisch ist sie allenfalls noch aufgehoben im Werk eines literarischen Umerfinders, in Heiner Müllers einschlägigen Dekonstruktionen.

⁹ Peter Schütt: ‚Schlagt die blaue Blume tot‘. Wie die rote Dekade museumsreif wurde: Eine kleine Geschichte der deutschen Arbeiterliteratur nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Die Welt, v. 13. 5. 2000.

len. Indes erfaßt das nur eine Seite des Phänomens. Gewiß, insbesondere in der Anfangsphase war die Werkkreis-Literatur auf die Trias Maloche, Rationalisierung und Streik abonniert. Gewiß fielen Frauen, Angestellte und Gastarbeiter anfänglich bestenfalls in die Kategorie Nebenwidersprüche des Kapitalismus, aber es gehört unbedingt zu Geschichte des Werkkreises, daß es eben dabei nicht blieb und daß eben dies, daß es dabei nicht blieb, mit zu dessen Diffusion und Verschwinden beitrug. Die anfängliche, geradezu mantraartig gehandhabte Formel von Akkord, Schichtarbeit und Streik wurde zunehmend immanent aufgelöst. Unter den nahezu 60 Titeln der von 1973 bis 1987 in fester Kooperation mit dem S. Fischer Verlag im Taschenbuch herausgegebenen Reihe *Literatur der Arbeitswelt*, findet man ein zunehmend erweitertes Spektrum. Das mag nicht originär mit Einsicht in die größere Komplexität der zeitgenössischen Realität zu tun gehabt haben, vielleicht eher mit taktischen Überlegungen der Zielgruppenansprache, aber eben dies stellte gewissermaßen einen eigenen Lehrgang dar – an dessen Ende eine Vielfalt von unterschiedlichen Themen und Aspekten stand – Lehrlinge und Liebe, Rheinschiffer und Angestellte, Heimatliteratur und Märchen, Krimi und sogar Humor, zugleich aber eben auch ein rapide sinkendes Interesse. Hatten die ersten Titel rasch Auflagen bis 80.000 erzielt, fast durchweg bei 60.000 gelegen, waren innerhalb der ersten vier Jahre insgesamt 500.000 Exemplare verkauft worden, so dauerte es acht Jahre, bis mit sehr viel mehr Titeln, von denen meist nicht einmal 6.000 Stück abgesetzt wurden, die Million endlich voll war. Ein Lehrstück über Individualisierung und Risikogesellschaft. Der Werkkreis hatte gewissermaßen experimentell an sich selbst erfahren, wie komplex eine marktwirtschaftliche Gesellschaft funktioniert. Die Kerngemeinde der Klassenkampfleser war so nicht zu befriedigen, vielleicht auch überfordert, der Kampf um klassische Leser aber nicht zu gewinnen. Natürlich gehörte zu einer ernsthaften Analyse des Vorgangs vom Abgang entschieden mehr, gehörte der Blick auf veränderte wirtschaftliche und politische Realitäten, auf eine sich wandelnde Medienlandschaft und Umorientierungen in Konsum und Freizeitverhalten – aber dies eben war ja zugleich die veränderte Arbeitswelt, in der man längst nicht mehr zu einer Klasse gehörte, sondern allenfalls Objekte des Begehrens Klasse hatten.

III. Arbeitswelt neben der Literatur der Arbeitswelt

Der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt hatte versucht, mit Ausdifferenzierung von innen auf eine Umwelt zu reagieren, die ihrerseits auf die Ausdifferenzierung nicht

mehr reagierte – weder bei Kritik noch Leserschaft. Das wiederholte in gewisser Weise im Ensemble, was man an den einzelnen Figuren der Arbeiterliteratur immer wieder erkennen konnte, daß sie sich nämlich zunehmend von der Arbeitswelt weg schrieben und in der Literatur allgemein anzugelangen versuchten, was ihnen aber immer nur fürs Regionale, Kolportagehafte oder im Rahmen staatlicher Verordnung gelang. Die Literatur des Werkkreises ging z. B. auf in Zielgruppenliteratur, Frauen-, Kinder- und Jugendliteratur z.B., allgemein diversifizierte Betroffenheitsliteratur oder Genres wie Kriminalroman.

Was Peter Schütt post festum bespöttelte, die vorrangig Produktion und Rezeption durch Lehrer- und Sozialpädagogik-Studenten, hatte aber – das sollte man denn doch festhalten – eine nicht unwichtige sozialpsychologische Funktion, die man gerade in der Hochburg der Werkkreis-Literatur, am Ruhrgebiet erkennen kann: Die Herstellung, Lektüre und Diskussion erlaubte insbesondere den Bildungsaufsteigern aus dem proletarischen Milieu, sich mit der Herkunftswelt, der Väterwelt distanziert zu identifizieren. Im Zuge dessen entstand freilich eine Literatur, die man analog zur Unternehmung der Brüder Grimm zur Rettung ländlicher Märchen und Sagen vorm Ansturm der neuen Zeit sehen könnte: Die intendierte Rettung war eine faktische Erzeugung. Und nicht zuletzt hielt sich wohl das Bild des klassenbewußten Industriearbeiters so lange, weil es ein Nostalgikum war, das von der Realität so weit entfernt war, daß diese dem Phantasma nichts anhaben konnte.¹⁰

Symptomatisch für den Weg von Arbeiterliteratur zur Literatur der Arbeitswelt ist aber nicht nur diese Diffusion dessen, was einmal mit dem Anspruch auf Selbstbehauptung und

–distinktion und Vergegenwärtigung von weithin Verdrängtem angetreten war, sondern gerade auch, daß der Blick auf die industrielle Arbeitswelt selbst verengt blieb und diejenigen Sektoren der Arbeitswelt, deren Arbeit zunehmend an Bedeutung – auch für die Arbeitswelt selbst – gewann, weithin außer acht oder nur schemenhaft und karikiert zuließ. Gemeint ist die Arbeitswelt der Ingenieure und der Angestellten. Auf diese beiden Bereiche soll folgend kurz noch der Blick gerichtet werden, um von da aus endlich in der unmittelbaren Gegenwart anzulangen.

Die Ingenieure empfanden sich von Anfang an fast ebenso aus der bildungs- und besitzbürgerlich geordneten Symbolwelt ausgegrenzt wie die Industriearbeiter. So

¹⁰ Und es hat z. B. fürs Ruhrgebiet sehr lange gedauert, nämlich bis 1991, bis zu *Stier*, Ralf Rothmanns erstem von drei Romanen, bis das Milieu eine geglückte literarische Verarbeitung fand. – Ralf Rothmann: *Stier* (1991), *Wäldernacht* (1994), *Milch und Kohle* (2000).

begann Max Eyth, selbst Ingenieur und Schriftsteller, 1904 seinen Festvortrag auf der Hauptversammlung des VDI mit der Klage, daß Wort und Werkzeug, ehemals gleichberechtigte Mittel des Menschen, nach und nach in ein Mißverhältnis geraten seien: das beredte Wort habe das stumme Werkzeug zunehmend „in den Hintergrund gedrängt“. Der Ingenieur, sich selbst als Mann der Tat verstehend, sieht sich daher einer kulturnotorischen Übervorteilung durch die Männer des Worts gegenüber. Das müsse sich ändern. Und die Männer des Worts hätten daher zukünftig etwas an den Männern der Tat gutzumachen, indem sie deren Fürsprecher werden. Oder aber der Ingenieur müsse, wie Max Eyth, selbst zum Mann des Wortes werden. Die Ingenieure, zumal die Wortführer unter ihnen, appellierten in der Regel an die Gemeinsamkeit im Faustischen, nicht zuletzt unter direktem Verweis der Apotheose des Ingenieurs in Goethes Faust. Dabei wird sich jedoch als ein Problem erweisen, daß zwischen dem, was die Ingenieure als ‚ihre‘ Dichtung und Bedichtung sich vorstellen, und dem, was die Dichter dichten eine unüberbrückbar scheinende Differenz liegt. Der Ingenieur erwartet vom Dichter, daß der ihn als Faust bedichte, während die Dichter lieber auf eigene Faust und dann eher sich als Faust dichten. Die Ingenieure, durch das bildungsbürgerliche Vorurteil des 19. Jahrhunderts traumatisiert, warben um die Gunst des Bildungsbürgertums, indem sie sich als stille Teilhaber der Geniekultur und der Nationenbildung offerierten. Im 20. Jahrhundert aber begannen die Dichter, den Geist der Goethezeit zu desertieren und als selbsternannte Avantgarden einen Ingenieurskult aus Lenkrad, Lederkappe, Monteursanzug und der „Anbetung von Fahrstühlen“, wie Friedrich Sieburg spottete, zu etablieren. In diesem Kult, deren Stifter und Priester die Dichter blieben, selbst wenn sie nicht mehr Dichter heißen wollten, war freilich in den futuristischen Feldlagern und bolschewistischen Wortwerkstätten für die realen Ingenieure noch weniger Platz als zuvor. Und noch 1957, als Max Frischs *Homo faber* erschien, dessen Hauptfigur, der Ingenieur Walter Faber, so Frisch, das „Produkt einer technischen Leistungsgesellschaft“ sei und folglich ein „versäumtes Leben“ bilanzieren müsse, beklagte ein Rezensent in der Zeitschrift des ‚Verbandes Deutscher Ingenieure‘ bitter, wie falsch hier die Ingenieure gesehen seien. Er verlangte, daß der Dichter den „technisch handelnden Menschen“ als wahrhaft „schöpferischen Menschen“ darstelle. Dem entsprach entschieden eher ein Strang der Literatur, der in der Literaturgeschichte nicht gerade zum Kanonisierten gehört, dafür aber breite und langanhaltende Wirksamkeit für sich beanspruchen kann, nämlich eine Literatur, in der der Ingenieur in der Regel als Mittlerfigur, als

Versöhner zwischen Altem und Neuem auftritt – so etwa schon in der äußerst erfolgreichen Heimat- und Heimatkunst-Literatur, Gustav Frenssens *Jörn Uhl* (1900) hat einen Ingenieur zum Helden wie etwa auch Ludwig Ganghofers *Waldrausch* (1902/04). In der Literatur um den Bau der Autobahn wird das ebenso notorisch werden wie in der Bergbauliteratur bis weit in die Fünfziger Jahre hinein.

Hochliterarisch jedoch haben Ingenieure eher Karriere gemacht, wenn sie von ihrem Beruf weiter keinen Gebrauch machten, wie Hans Castorp im *Zauberberg*.

Der andere, weithin ausgeblendete Bereich der Darstellungen zur Arbeitswelt, die Arbeitswelt der Angestellten, fand entschieden mehr Aufmerksamkeit professioneller Autoren als die der Ingenieure – einfach schon deshalb, weil die Welt der Angestellten, wenn nicht die eigene, so doch der eigenen näher war. Zudem stellt sie die Schnittstelle im Übergang von der produktions- zur konsumorientierten Welt dar. Was dort produziert wird, gehört allenfalls zur Welt des Konsums oder ist schlicht nicht erkennbar. So ist die Welt der Angestellten eine Kafka-Welt. Bestimmt vom Grauen der Monotonie und Unentrinnbarkeit gleichermaßen wie von der kompensatorischen Träumerei und über allem von der Angst, aus dieser Welt, wie schrecklich sie auch scheinen mag, herauszufallen. Die zurecht berühmten Angestellten-Romane der Weimarer Republik, Erich Kästners *Fabian*, Hans Falladas *Kleiner Mann - was nun*, die Romane Irmgard Keuns oder Gabriele Tergits *Käsebier erobert den Kurfürstendam*, Martin Kessels *Herrn Brechers Fiasko* – sie alle sind je Mischungen aus den medialen Freizeitträumen, den bescheiden gedachten Wünschen nach Glück und Sicherheit, der Stupidität und Langeweile, der es zu entfliehen gilt – und der Deklassierung, der Krise und des Zusammenbruchs, des Abstiegs in die Arbeitslosigkeit. In weit höherem Maße als in der damaligen Realität sind denn auch die Protagonisten dieser Romane der Ausbildung nach Akademiker und arbeiten vorrangig in der Medien- und Werbebranche. Identifikationsfiguren für Intellektuelle, literarisch-journalistische Autoren im krisenhaften Aufbruch in eine Massenkonsum- und Mediengesellschaft.

Auch diese Literatur erfährt eine Reprise in der Bundesrepublik. Dabei verschiebt sich nun aber der Akzent weg von der Arbeitslosigkeit. Sie scheint damals kein Angstthema gewesen zu sein, selbst für selbstidentifikatorische Intellektuelle nicht. Hier herrscht vielmehr die Kritik der Sinnentleertheit, diffusen Abhängigkeit, Monotonie und Langeweile vor, die Ödnis einer nahtlos ineinandergehenden Arbeits- und Freizeitwelt. Nicht zufällig setzt Wilhelm Genazino dem ersten Roman seiner *Ab-*

schaffel-Trilogie 1977 einen Satz aus Kafkas Briefen als Motto voran: „Die Stunden außerhalb des Bureaus fresse ich wie ein wildes Tier.“ – um eben dies zu konterkarieren. Ähnlich Wilhelm E. Richartz *Büroroman* von 1976. Und ebenso – wenngleich versöhnlicher – könnte auch Martin Walsers Kristlein-Trilogie (1960ff) genannt werden, worin Anselm Kristlein vom Vertreter und Werbefachmann zum Schriftsteller wird. Damit wären wir zugleich wieder dort angekommen, wo sich die Welt der Angestellten mit der Arbeitswelt der Literatur vermischt.

Gegen die angebliche Selbstbezüglichkeit der Intellektuellen hat es nicht nur die Kritik einer Literatur der Arbeitswelt gegeben, sondern auch Polemiken von konservativer Seite, etwa Helmut Schelskys kategorisches *Die Arbeit tun die anderen*¹¹ oder Arnold Gehlens Invektive:

„Wenn die Gaukler, Dilettanten, die leichtfüßigen Intellektuellen sich vordrängen, wenn der Wind allgemeiner Hanswursterei sich erhebt, dann lockern sich auch die uralten Institutionen und die strengen professionellen Körperschaften: das Recht wird elastisch, die Kunst nervös, die Religion sentimental.“

Späterhin, nach dem Verschwinden der Literatur der Arbeitswelt, gab es dann gelegentlich wieder einmal die Frage nach 'Literatur und Arbeitswelt', etwa auf der gemeinsamen Tagung vom Verband Gesamtmetall und der Mainzer Akademie für Sprache und Dichtung Ende 1991, auf der man einmal mehr die romaneske Abstinenz gegenüber der Wirtschaft bedauerte - diesmal allerdings insbesondere gegenüber den Führungskräften. Es hat nicht viel genutzt, wiewohl damals Führungskräfte - allein schon im Zeichen der sich anbahnenden New Economy – auch feuilletonistisch attraktiv wurden. Meines Wissens gibt es nur einen einzigen beachtlichen Unternehmer-Roman seither, Ernst Wilhelm Händlers *Fall* von 1997, wofür Händler 1999 den frisch gestifteten Erik-Reger-Preis der ZIRP für besonders herausragende Darstellung von Arbeit und Wirtschaft erhielt. Dieser Preis wird inzwischen schon nicht mehr vergeben.

IV. Die Arbeitswelt der Literatur

„Und dann? Was ist die Alternative: ein anderes Büro. Man stolpert aus einem Büro heraus und fällt in das nächste hinein. Es gibt kein Entkommen.“¹²

¹¹ Helmut Schelsky: *Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen*, Opladen 1975.

¹² (Zähringer, S. 290.)

Martin Walser, der immer einen aufmerksamen Blick auf die Entwicklungen der Arbeitswelt gehabt hat, sagte vor zehn Jahren, er habe sich stets bemüht, seine Figuren mit ordentlichen Berufen auszustatten, weil „das Geldverdienenmüssen“, so seine Begründung, für uns „fast schon eine anthropologische Konstante [ist]. Ein Roman, in dem das Geldverdienenmüssen keine Daseinsbedingung ist, tendiert zur Operette, und sei's zur schwarzen.“¹³ Es scheint symptomatisch, daß Walser nicht vom Arbeiten- sondern Geldverdienenmüssen sprach. Die Arbeitswelt ist diffundiert in die Geldverdienwelt. Und von daher ist das Verschwinden einer Literatur der Arbeitswelt nicht zu bedauern, sondern stellt selbst eine Form des Realismus dar. Blättert man gar die tagtäglichen Zeitungen durch, dann scheinen Heinrich Manns drei strebende Kräfte tatsächlich beliebig kombiniert oder zusammengefallen: Verbrechensarbeit, Beziehungsarbeit, Verbrechensbeziehungen als Arbeit und umgekehrt. So scheint, was Georg Simmel, von dem Heinrich Mann gelernt hat, 1900 formulierte, nicht mehr nur für die moderne Großstadt, sondern schlechthin zu gelten: „In den modernen Großstädten gibt es eine große Anzahl von Berufen, die keine objektive Form und Entschiedenheit der Betätigung aufweisen: gewisse Kategorien von Agenten, Kommissionäre [...]. Jene großstädtischen Existenzen, die nur auf irgendeine völlig unpräjudizierte Weise Geld verdienen wollen [...]“. Sie „stellen ein Hauptkontingent zu jenem Typus unsicherer Persönlichkeiten, die man nicht recht greifen [...] kann, weil ihre Beweglichkeit und Vielseitigkeit es ihnen erspart, sich [...] in irgendeiner Situation festzulegen. Daß das Geld und die Intellektualität den Zug der [...] Charakterlosigkeit gemeinsam haben, das ist die Voraussetzung dieser Erscheinungen“.¹⁴

Somit müßte man heute Heinrich Mann anempfehlen, hinsichtlich des idealen Arbeiters der Post-Industrie doch besser bei seinem Bruder nachzulesen – im *Felix Krull*. Der Hochstapler als Inbegriff des Freudenarbeiters.

Holt man sich überdies Rat bei den Gurus der Marktwirtschaft, den Marketing-Experten, so findet man beim Guru der Gurus, bei Philip Kotler, folgende denkwürdige Charakterisierung der Gegenwart und ihrer Zukunft: „Heutzutage fordern viele

¹³ Martin Walser: *Brauchen Romanhelden Berufe?* In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 9 v. 11. 1. 1992, Beilage.

¹⁴ Georg Simmel: *Philosophie des Geldes* (1900), Frankfurt a. M. 1989, S. 597. Ähnlich Boris Groys: „So kann man vielleicht sagen, daß der heutige Künstler im gleichen Verhältnis zum heutigen Verwaltungsangestellten und seiner Tätigkeit der Datenverarbeitung steht, wie früher der traditionelle Künstler zum Fabrikarbeiter und seiner manuellen Arbeit.“ (Boris Groys: *Kunst als Avantgarde der Ökonomie*. In: Andreas Grosz u. Daniel Delhaes (Hrsg.): *Die Kultur AG – Neue Allianzen zwischen Wirtschaft und Kultur*, München u. Wien 1999, S. 19–26, hier S. 25.)

Kunden Spitzenqualität, zusätzliche Serviceleistungen, großen Komfort, maßgeschneiderte Fertigung, umfassende Rückgaberechte, weitreichende Garantien – und alles zum niedrigsten Preis.“¹⁵

Das gälte, da für jede beliebige Unternehmung, auch für Literatur. Aber ganz so einfach wollen wir es uns nicht machen.

Es sei denn doch nicht vergessen, daß zwischen dem optimierten Kundenwunsch und dem Hochstapler als dem idealen Dienstleister zu seiner Befriedigung, das eine oder andere nicht Unwesentliche vergessen worden sein könnte – von der strukturellen Arbeitslosigkeit bis hin zur ausgelagerten, im wahrsten Sinne verschobenen Arbeit, von den Wärmestuben bis zu den Sweat Shops, die ja ebenso Realität der globalisierten Marketinggesellschaft sind wie Manager, Trendscouts und Markendesigner. Denn neben der Freudenarbeit gibt es immer noch den biblischen Fluch – den Fluch der auf Kinder und Analphabeten peripherisierten Arbeit, den Fluch der Ausbeutung, den Fluch der Arbeitslosigkeit wie den Fluch der Überarbeitung.

Nun allerdings von der Literatur erwarten zu wollen, sie müsse eben dies, die Freudenarbeit wie den Arbeitsfluch, den Hamburger Werbetexter wie die Sweat-Shop-Sklavin auf Sri Lanka darstellen, globalisierte nur, woran schon der ‚Soziale Roman‘ des 19. Jahrhunderts scheiterte.

Aber es gälte vielleicht anderes im Verhältnis von Literatur- und Arbeitswelt zu bedenken, nämlich das metonymische Verhältnis von Literatur- und Arbeitswelt. Die Arbeitswelt der Literatur ist doch längst weithin pars pro toto für die allgemeine Arbeitswelt. Was sind die modernen Autoren anderes als Prototypen des vom neuen Kapitalismus geforderten ‚flexiblen Menschen‘, wie ihn Richard Sennett beschrieben hat?¹⁶ Stipendiat und Projektant, Partnersversorger und Medienarbeiter, Ausgehälterter und Dazuverdiener, allzeit mobil – heute auf Lesereise, morgen Stadtschreiber und übermorgen auch mal zu Hause? Fähig, flott aufzutreten, zu rappen und zu steppen, Interviews zu geben, je nach Bedarf Romane, Erzählungen, Stücke und Drehbücher zu liefern, Statements, Essays, Kolumnen, oder – falls gewünscht – auch ein Gedicht?

Und so würde dieser flexible Autor, wenn er sich denn daran machte, seine Arbeits-Lebenswelt zu beschreiben, nicht im Elfenbeinturm verschwinden, sondern eher Gefahr laufen, sich in unser aller Alltag zu verlieren. Wo aber blieben dann noch Unterschiede? Nun, hier wären wir am Ende vielleicht auf den Anfang verwiesen, als Ar-

¹⁵ Philip Kotler: Marketing. Märkte schaffen, erobern und beherrschen, München 1999, S. 24

beit – der Bedeutung nach – noch nicht Arbeit, sondern Anstrengung und Mühe meinte, die Zeit von „helden lobebaeren und grôzer arebeit“. Daß dies kein Recycling „alter maeren“ ist, dafür möchte ich zum Schluß ausgerechnet eine Modearbeiterin in den Zeugenstand rufen, nämlich Vivienne Westwood – und ihren Satz zitieren: „Arbeit. Arbeit. Arbeit. Es gibt nichts anderes als steinharte Arbeit. Das ist die letzte Kraft der Subversion.“

Anhang: Allgemeine Literaturhinweise:

Christoph Rülcker: Ideologie der Arbeiterdichtung 1914–33. Stuttgart 1970

Peter Kühne: Arbeiterklasse und Literatur, Frankfurt a. M. 1972

Gerald Stieg u. Bernd Witte: Abriß einer Geschichte der deutschen Arbeiterliteratur, Stuttgart 1973

Bernhard Greiner: Die Literatur der Arbeitswelt in der DDR, Heidelberg 1974

Erhard H. Schütz: Reporter und Reportagen. Texte zur Theorie und Praxis der Reportage der zwanziger Jahre. Ein Lesebuch, Gießen 1974

Jürgen W. Goette: Arbeiterliteratur, Frankfurt a. M. 1975

Raoul Hübner u. Erhard Schütz (Hrsg.): Literatur als Praxis? Aktualität und Tradition operativen Schreibens, Opladen 1976

Martin H. Ludwig: Arbeiterliteratur in Deutschland, Stuttgart 1976

Frank Trommler: Sozialistische Literatur in Deutschland, Stuttgart 1976

Heinz-Ludwig Arnold (Hrsg.): Handbuch zur deutschen Arbeiterliteratur, 2 Bde., München 1977

Walter Fähnders: Proletarisch-revolutionäre Literatur in der Weimarer Republik, Stuttgart 1977

Klaus-Michael Bogdal: ‚Schaurige Bilder‘. Der Arbeiter im Blick des Bürgers am Beispiel des Naturalismus, Frankfurt a. M. 1978

Ursula Münchow: Arbeiterbewegung und Literatur. 1860–1914, Berlin u. Weimar 1981

Erhard Schütz: Wo ist die Arbeiterliteratur geblieben? In: Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur. Sonderband text u. kritik, München 1988, S. 127–136

Klaus Michael Bogdal: Zwischen Alltag und Utopie. Arbeiterliteratur als Diskurs des 19. Jahrhunderts, Opladen 1991

25 Jahre Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, Köln 1995

¹⁶ Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus (1998), Berlin 2000.

Kyu-Hee Cho: Zum literarischen Wirkungskonzept des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt. Realismus und Arbeiterliteratur, Frankfurt a. M. u. a. 2000